

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Aberglaube.

Von August Strindberg.

Es war lange ziemlich friedlich auf der Insel gewesen, trotzdem der Insulaner dazu neigt, partikularistisch zu sein. Keine Schlägerei, kaum ein Mundraub, keine unehelichen Kinder ohne Vater. Etwas Trunkenheit, Zank und Streit, Neid und andere menschliche Schwächen, die nicht ausbleiben, unterbrachen nur das Einerlei der Tugend.

Da aber erschien ein schwarzes Schaf auf dem Nachbarhof in Gestalt eines jungen Bootsmannes, und der Friede war aus. Es war ein langer Bengel, von frechem Aussehen, mit Schenkeln und Fäusten, die für die Burschen von Unruhe erregendem Kaliber waren; man ohnte den furchtbaren Rivalen auf dem Liebesmarke. Es war auch ein Racker in seiner Lebensführung, wenigstens zu Lande; manche aber behaupteten, er sei nicht so frech, wenn er sich auf See befand. Er hatte eine unangenehme Gewohnheit, zu tun, was ihn gelüstete, ohne um die Erlaubnis zu fragen; seinen Willen machte er zum allein geltenden Gesetz, wohin er kam. Es war der allerunverschämteste Vümmel, den man im Orte gesehen hatte. Er trat ins Haus ein und setzte sich an den Tisch; nahm dem Bauer das Essen aus dem Munde, schnappte den Burschen die Mädchen weg und machte es sich bequem, fand er es nur gebettet und gedeckt.

Und eigentümlich war, daß alle sich vor ihm beugten. Nicht als sei er stärker als die anderen zusammen gewesen, denn er war nur ein Bursche von zweiundzwanzig Jahren, sondern weil er so unverschämte war.

Es gab nur einen Apfelbaum auf der ganzen Insel und der stand unten auf Carlsons Wiese. Ein Wildling war es, den einst jemand aus Spaß gepflößt hatte. In diesem Jahre hatte er gegen seine Gewohnheit eine Menge Früchte angefaßt, rote Kantäpfel, die Carlsson bis Weihnachten und Neujahr aufbewahren wollte. Die Inselleute bewunderten die Äpfel und beneideten den Besitzer.

An einem Sonntagmorgen Ende August fand Carlsson den Baum aller Äpfel beraubt; jeder einzige war weg, und auf dem Boden lagen abgebrochene Zweige und Fruchtsprossen.

Was tun?

„Ihn prügeln!“ riet ein Bauer.

„Prügeln? Zum Teufel, nein!“

Und Kalle stellte den ganzen Sonntag über den Mädchen nach und sah frech aus. Ein Stichelwort bekam er dann und wann zu hören, aber das machte ihm nichts; er setzte sich hin und aß und trank als sei nichts geschehen, das den Frieden stören könne.

„Warum verprügelt man ihn nicht?“ fragte ein Herr, der auf Sommerfrische wohnte und in dessen Bierliste Kalle einbrach, wenn er Durst hatte.

Weil er ein Mann der Krone war, und die Krone war etwas unerklärlich Heiliges. Die Krone auf der Zollslagge, diese runde Metallmütze, bedeutete Macht und Ansehen; die Krone auf Kalles blanken Knöpfen war das Mandarinenzeichen und schützte gegen Schläge wie Stahl gegen böse Geister. Die Leute gingen in die Krone wie in ein Ritterhaus, die Steuer wurde der Krone bezahlt wie einem großen Herrn, den man nicht betrügen kann, ohne seinen Ruf zu verlieren. Königliche Majestät und Krone waren ein Teil vom höchsten Wesen, das niemand genau definieren konnte; niemand hatte sie gesehen, aber alle wußten, daß sie vorhanden waren.

Darum bekam der Bootsmann keine Schläge, obgleich er die Äpfel gestohlen hatte.

Vom Erfolg ermutigt, wurde Kalle immer wilder und fähner. Er brach keine Schlösser auf, aber er stieg durch Dachstühle; er stahl nicht Geld, denn das war gefährlich, aber er nahm sich Naturalien, Freiheiten, Vorteile.

Eines Abends hatte er einen Schinken gestohlen, und die älteren Männer berieten, was zu tun sei. Ihn dienstlich anzeigen, das wollte niemand; das war gemein, kostete Zeit und brachte Gefahr.

„Laßt ihn zufrieden, sonst steckt er die Scheune in Brand!“ sagte der Älteste.

„Dann kommt er wenigstens ins Gefängnis!“ tröstete ein anderer.

„Was nützt uns das? Die Scheune baut sich darum nicht wieder auf.“

Das war richtig bemerkt, und Kalle ging wie gewöhnlich frei aus. Eines Tages wurde in der Scheune getanzt! Man trank, man rauchte. Am nächsten Morgen lag die Handharmonika in Stücken auf dem Boden, zwischen abgerissenen Kleiderseken. Johansson, der Hausknecht, war sogar ganz nackt, buchstäblich, ohne einen Faden am Körper, aus den Händen des wilden Tieres hervorgegangen, dessen Eigenheit es war, die Kleider des Niedergeschlagenen und Uebermannen in Fäden zu zerreißen. Nach der Balgerei hatte er eine Razzia durch alle Vorratskammern des Hofes unternommen, und schließlich war der Bandit in den Stall gegangen und hatte den Hühnern der Pächterin die Eier gemauert, um sie im Walde wie ein Rabe auszutrinken: die Schalen sah man im Hausen auf dem Felsen liegen.

Mit den Eiern aber hatte es seine besondere Bewandnis. Fremden Hühnern die Eier mauern, galt für ein Frevel schlimmster Art, vielleicht weil dieses Eigentum ungeschützt war wie der Aker und dem allgemeinen Ehrgefühl anvertraut wurde.

Darum und vielleicht auch weil die Hausfrau die Eier als ihren Erwerb betrachtete, für bares Geld hielt, wurde sie ganz wild, als sie von dem Streich erfuhr; Himmel und Erde setzte sie in Bewegung, schalt die Männer, sie seien so feige, daß sie sich von einem Grünschnabel wie Hunde behandeln ließen.

Kalle kam, frech, unverschämt, weiß um die Nase und grün in den Augen.

„Was hast du mit den Eiern gemacht, Junge?“ eröffnete die Hausfrau das Verhör und stellte sich breitbeinig vor den Banditen.

„Ich habe keine Eier genommen!“ grinste der Frevler.

Da knallte eine Ohrfeige, als zerschlug man eine aufgeblasene Schweinsblase zwischen den Händen; ein Schuß war es geradezu, denn die strafende Hand war so stark auf die Höhlung des Ohres gefallen, daß man erwartete, der Schädel werde sich lösen und die Augen heraustreten.

Kalle führte seine rechte Hand zuerst zum Ohre, als wolle er nachfühlen, ob der Kopf noch festsaß; dann erhob er sie mit funkelnden Augen in die Höhe des Gesichtes der kleinen Frau um zuzuschlagen. Aber der Arm stockte zögernd in der Gebärde. Im nächsten Augenblick flogen alle Männer von der Bank auf, und der Glende lag mit blutender Nase auf dem Boden.

„Schlägst du ein Weib,“ schrie der Bauer, selbst ganz weiß im Gesicht, mehr aus Furcht als aus Entsetzen über eine Heiligtumschändung.

„Siehst du jetzt, du Lump, daß ich dich prügeln kann!“ legte die Frau los, im Glauben, sie sei die Stärkere.

Sie streifte einen Holzpantoffel ab und schlug auf den Uebermannen los, während die Männer ihn beim Schmachtriemen hielten.

Als die Tracht Prügel zu Ende war, wurde der Vümmel in die Höhe gerissen und zur Tür hinausgeworfen; die letzten Maulschellen hagelten um ihn, und ein Stiefel trat ihm in den Hintern.

Kalle ließ sich nicht mehr auf der Insel blicken; die war von ihrem Drachen befreit.

Er schämte sich, Schläge von einer Frau erhalten zu haben, die ihm unterlegen war; aber er wollte ihr keine andere Ueberlegenheit im Kampfe zuschreiben als die, daß er nicht zurückschlagen durfte. Warum er nicht zurückschlagen durfte? Das mochte der Teufel wissen!

Seit diesem Tage schliefen die Bauern lange Zeit nur mit einem Auge, weil sie darauf gefaßt waren, daß die Strohmieten in Brand gesteckt würden; und die Hausfrau ging abends, wenn sie Eier holen wollte, nie allein in den Stall.

Die Seele des Hauses.

Von Sterna Mahila.

Es ist ein seltsames Etwas, diese Seele, man sieht sie nicht und doch trägt sie ihr Gepräge, ihr Antlitz. Hier freundlich, dort ernst, hier streng sittsam, bittsauer, dort nachlässig, unbekümmert. Jedes Winkelchen, das von Menschen bewohnt ist, schaut uns aus Augen an. Aber glaubt nicht, eure enge und arme Wohnung müsse deshalb finster und griesgrämig dreinschauen, weil es an so vielem mangelt. O nein, gerade dort kann es lieb und traulich sein, weil es die einzige Stätte ist, die eurem müde geschafften Körper Ruhe bietet.

Hier liegt ein Zauberborn der Freude verborgen. Wollt ihr seine Quelle erschließen? Er kann so vieles schenken, was ihr bisher entbehrt und schmerzlich zu verdecken getrachtet.

Mühtet ihr nicht vieles entbehren, schon von eurem dürftigen Mutterleib an bis zum heutigen Tage eures Ringens? Hielt man nicht geflüstert alles von euch fern, was wahre und tiefe Schönheit, der Adel des Seelenlebens war? Kunst! Wie weit, weit hielt man euch fern von ihr, euch Kinder des Volkes, und wenn ihr wirklich einmal nahe an sie herantratet und suchend nach dem Sinn ihrer farbigen Entfaltung forscht, dann lächelte man noch über euch, mitteilend und spöttisch: „Ach, das könnt ihr nicht verstehen.“ Ihr aber fühlte Wut in euch aufsteigen gegen dieses erbarmungslose Lächeln — und eure Hände griffen nach Farben und Stoffen, ausdringlich und bizarr, auf daß ihr nicht leer dazustehen brauchtet. Wie solltet ihr da euch wissen, ob das Errungene auch schön und brauchbar sei.

Kunst! Es waren aber viele da, die über eurer Not standen. Die mit wachen Augen die grausame Nacht sahen, die von der Wiege an euch schon umschaltete. Die euch unter der Last der Arbeit zusammenbrechen sahen, fern von der Schönheit des Lebens. Und die doch keinen Finger rührten, euch herauszuhelfen, euch Gelegenheit zu geben, auch Menschen zu sein. Die bauten aus eurem Fleiß strahlende Paläste, üppige Gärten, trugen alles hinein, was Frohsinn, Lust und Schönheit hieß, und machten eine hohe Mauer herum, es ganz allein zu genießen, ganz allein in ihrem kleinen Kreise, die weil ihr draußen auf der Straße in Massen lagt und nach Licht hungert.

Sie wußten von eurer Sehnsucht nach dem Schönen, aber sie füllten eure ausgestreckten Hände mit gleichnerischem Tand, falsch und verlogen. Sie bauten aus eurem Schweiß Fabriken, die bunte Schauermärchen druckten, grelle Papierbunten darboten, steife und krachende Möbel klebten und euch mit unsinnigen Hausprüchen belogen. Sie reizten eure blinden Augen, und ihr mühtet alle diese Dinge kaufen, in eurer Heim nehmen und eure unter Schmerzen verdienten Pfennige einem trügerischen Schein opfern.

Mit ganz wenig mehr Opfern hätte man euch Echtes bieten können, das Sinn und Leben hätte und nicht in wenigen Tagen im Lichte der Sonne den falschen Schein verlor. Natur ist Schönheit, und einfach sind die Schwingungen der Seele. Wäre euer grauer Bild da nicht aufgeschichtet und euer Heim schön geworden trotz aller Dürftigkeit? Und doch hat es eine Seele, euer Heim, nur ist sie verschüttet und bittet unablässig um Befreiung.

Es sind aber viele unter euch, die dem Liebe wahrer Menschenwürde ernst und tief gelauscht. Die von Erkenntnis zu Erkenntnis wuchsen und mit einem Male wußten, das Joch des Arbeitstieres abzuwerfen und frei dazustehen, ein Mensch der Arbeit, kein Lastträger. Die sagten den großen Kampf an jenen, die so gewissenlos eure Kraft mißbrauchten.

Aber nicht allein vermögen sie den großen Kampf zu führen, ihr müht alle dabei sein. Jede Minute, die euch die Arbeit Zeit läßt zum Denken. Ihr müht sie stützen in ihrem Ringen um euch. Denn sie sind eure wahren Freunde.

Im kleinsten Winkel fangt an damit. Forscht, sucht, strebt nach der Wahrheit, erkennet, was gut und böse ist, lernet das Echte von dem Falschen zu trennen. Das Schlechte nähert sich euch immer in einer gleichnerischen Umhüllung. Ihr kennt ja das Gleichnis von dem Wolf im Schafspelz. Deffnet der Natur euer Herz. Lasset Licht und Sonne in euer Stübchen fluten, soviel nur hineingeht, auf daß es hell und schön werde. Breitet Freudigkeit um euch.

Rosen auf den Weg gestreut
und des Harms vergessen,
eine kurze Spanne Zeit
ist euch zugemessen.

Hier liegt das Zauberbrünnlein, das euch mit einer ungeahnten Kraft erfüllt. Macht die Seele eures Heims sonnig. Das kannst du, Gattin, Hausfrau, Mutter am besten. Wald und Wiese hat genug dazu, auch ohne daß ihr da Raubbau treibt. Macht die gute Stube zu einer gemüthlichen Wohnstube, die euch zu fröhlichem Kreise bei der Lampe Schimmer versammelt.

Lebt miteinander, Eltern und Kinder. Die Familie ist noch mehr als eine Heimgenossenschaft, eine Tischgesellschaft, sie kann

darüber hinaus eine Verkörperung des Gemeinsamen sein, die Verwirklichung einer Idee, der Gleichklang der Gefühle.

Wie zwingt ich die Schatten des Lebens unter mich? Wie stehe ich über der Not meines Alltags?

Mit verbitterter Miene? Mit abgestumpftem Herzen?

Rosen auf den Weg gestreut! Macht die Seele eures Hauses frei, auf daß die Kinder fröhlicher das Leben erfassen als ihr. Dann wächst eine Kraft aus euch hervor, die lachend die kleine Schar eurer Feinde hinwegsetzt und jubelnd die Fahne der Zukunft ergreift.

Scherz, Spott, Hieb.

Der „Zwiebelfisch“ ist soeben in seinem 12. Jahrgang erschienen. (Verlag Pars von Weber, München). Er enthält wieder neben seinen Bäderangaben und Wegzeiger eine Fülle von Ergötzlichkeiten, von denen wir einige herheben.

Nach einem Königsberger Blatte hat in einer Versammlung der Orts- und Heimatwehren in Pilsfallen ein Graf Bülow gesagt: „... Bayerns Arbeiter sind demüthigt und ziehen ihren Hut. Dagegen fragt der hiesige Arbeiter nach Verdienst und Achtungstag. „Dieses Gefindel muß erst lazarettfähig geschlagen werden.“ Dies ist ein Bild aus der „Einheitsfront von ganz rechts bis ganz links.“ — Der Herr Graf gehört sicher zu den Besten der Nation, die dem Volke ein Vorbild sein wollen. Das Volk wird von ihm lernen.

Ein Münchner Antiquitätenhändler empfing kürzlich den Besuch des Generals Ludendorff, der nach dem Preise eines kleinen Kunstwertes fragte. Als der Händler ihn nannte, rief er entrüstet: „Herr, für wen halten Sie mich denn?! Das kann doch kein normaler Mensch bezahlen!“ — „Ich weiß wohl, wen ich die Ehre habe, zu bedienen: Exzellenz Ludendorff!“ — „Na, also, dann wissen Sie doch, daß ich kein Kriegsgewinnler bin.“ — „Gewiß nicht,“ sagte der Händler, „leider nicht, Exzellenz, leider nicht!“ ...

Einer der wichtigsten Grobriane war der Gründer und erste Herausgeber der bayerischen Zeitung „Das Vaterland“: Dr. jur. J. Sigl. Er war, wenn nicht der Erfinder, so doch der Vertiefer des schönen bayerischen Wortes „Saupreuß“ (zu deutsch: „lieber norddeutscher Bundesbruder“) und der Bezeichnung „Kuhhaut“ für die „Münchner Neuesten Nachrichten“. Damals neckte man sich noch, weil man (vielleicht) im tiefsten Innern sich trotz allem liebte. Heute freilich käme auch unser alter Sigl mit solchen zarten Rosenamen nicht mehr aus. Heute haben wir den „Miesbacher Anzeiger“, der um so gröber, aber dafür um so geistverlassener ist.

Besondere Lieblinge des Dr. Sigl waren der Ernst Possart und „der preußische König“ Wilhelm II. Eines Tages hatte Wilhelm wieder einmal irgendein großes vaterländisches Kostümfest in Szene gesetzt. Wenige Jahre vorher war Ludwig II. von Bayern ins Wasser gegangen. Sigl berichtete: „In Berlin hat es eine Maschera am Hofe gegeben. Der preußische König hatte sich als Großer Kurfürst verkleidet. Genau so hat es bei uns angefangen.“ Wie man sieht, war er ein Mann von politischem Instinkt.

Ein anderes Mal meldete er kurz: „Der Erzbischof von Ferrara, dem der preußische König einen Brief geschrieben hat, ist an Darmkatarrh erkrankt.“

Der große Mime Ernst Possart, den Sigl wegen einiger amouröser Angelegenheiten einmal ganz besonders derb angepackt hatte, schickte ihm seine Sekundanten mit einer Pistolenforderung. Sigl lehnte die Forderung ab und schrieb im „Vaterland“:

„Der Herr Ernst Possart hat unsern Herausgeber auf Pistolen gefordert. Wir haben das abgelehnt. Denn entweder hätte der Possart den Dr. Sigl geschossen. Welch ein Verlust für das Vaterland wäre das gewesen! Oder der Dr. Sigl hätte den Possart geschossen. Welch einen Boß hätte er da geschossen!“

Ernte.

Singen die Sensen im goldenen Korn,
klagt wo im Walde ein dunkles Horn;
flattert ein Lied den Weg entlang
sonnengoldreif und erntebang.

Schwingt im Geblüte ein müder Akkord,
singt mir die Blüte und Ernte fort.
Dunklem Geheimnis reifen ich zu
in der sonnigen Ernteruh.
Sinke, beraucht von der goldenen Pracht,
in des Rätsels purpurne Nacht.

Singende Sensen im Erntefeld,
und meinen Händen entgleitet die Welt.

Paul Boursoind.

Die Seele des Hauses.

Von Sterna Mahila.

Es ist ein seltsames Etwas, diese Seele, man sieht sie nicht und doch trägt sie ihr Gepräge, ihr Antlitz. Hier freundlich, dort ernst, hier streng sittsam, bittsauer, dort nachlässig, unbekümmert. Jedes Winkelchen, das von Menschen bewohnt ist, schaut uns aus Augen an. Aber glaubt nicht, eure enge und arme Wohnung müsse deshalb finster und griesgrämig dreinschauen, weil es an so vielem mangelt. O nein, gerade dort kann es lieb und traulich sein, weil es die einzige Stätte ist, die eurem müde geschafften Körper Ruhe bietet.

Hier liegt ein Zauberborn der Freude verborgen. Wollt ihr seine Quelle erschließen? Er kann so vieles schenken, was ihr bisher entbehrt und schmerzlich zu verdecken getrachtet.

Mühtet ihr nicht vieles entbehren, schon von eurem dürftigen Mutterleib an bis zum heutigen Tage eures Ringens? Hielt man nicht geflüstert alles von euch fern, was wahre und tiefe Schönheit, der Adel des Seelenlebens war? Kunst! Wie weit, weit hielt man euch fern von ihr, euch Kinder des Volkes, und wenn ihr wirklich einmal nahe an sie herantratet und suchend nach dem Sinn ihrer farbigen Entfaltung forschtet, dann lächelte man noch über euch, mitteilend und spöttisch: „Ach, das könnt ihr nicht verstehen.“ Ihr aber fühlte Wut in euch aufsteigen gegen dieses erbarmungslose Lächeln — und eure Hände griffen nach Farben und Stoffen, ausdringlich und bizarr, auf daß ihr nicht leer dazustehen brauchtet. Wie solltet ihr da auch wissen, ob das Errungene auch schön und brauchbar sei.

Kunst! Es waren aber viele da, die über eurer Not standen. Die mit wachen Augen die grausame Nacht sahen, die von der Wiege an euch schon umschaltete. Die euch unter der Last der Arbeit zusammenbrechen sahen, fern, fern von der Schönheit des Lebens. Und die doch keinen Finger rührten, euch herauszuhelfen, euch Gelegenheit zu geben, auch Menschen zu sein. Die bauten aus eurem Fleiß strahlende Paläste, üppige Gärten, trugen alles hinein, was Frohsinn, Lust und Schönheit hieß, und machten eine hohe Mauer herum, es ganz allein zu genießen, ganz allein in ihrem kleinen Kreise, die weil ihr draußen auf der Straße in Massen lagt und nach Licht hungert.

Sie wußten von eurer Sehnsucht nach dem Schönen, aber sie füllten eure ausgestreckten Hände mit gleichnerischem Tand, falsch und verlogen. Sie bauten aus eurem Schweiß Fabriken, die bunte Schauermärchen druckten, grelle Papierbunten darboten, steife und frachende Möbel klebten und euch mit unsinnigen Hausprüchen belogen. Sie reizten eure blinden Augen, und ihr mühtet alle diese Dinge kaufen, in eurer Heim nehmen und eure unter Schmerzen verdienten Pfennige einem trügerischen Schein opfern.

Mit ganz wenig mehr Opfern hätte man euch Echtes bieten können, das Sinn und Leben hätte und nicht in wenigen Tagen im Lichte der Sonne den falschen Schein verlor. Natur ist Schönheit, und einfach sind die Schwingungen der Seele. Wäre euer grauer Bild da nicht aufgefärbt und euer Heim schön geworden trotz aller Dürftigkeit? Und doch hat es eine Seele, euer Heim, nur ist sie verschüttet und bittet unablässig um Befreiung.

Es sind aber viele unter euch, die dem Liebe wahrer Menschenwürde ernst und tief gelauscht. Die von Erkenntnis zu Erkenntnis wuchsen und mit einem Male wußten, das Joch des Arbeitstieres abzuwerfen und frei dazustehen, ein Mensch der Arbeit, kein Lastträger. Die sagten den großen Kampf an jenen, die so gewissenlos eure Kraft mißbrauchten.

Aber nicht allein vermögen sie den großen Kampf zu führen, ihr müht alle dabei sein. Jede Minute, die euch die Arbeit Zeit läßt zum Denken. Ihr müht sie stützen in ihrem Ringen um euch. Denn sie sind eure wahren Freunde.

Im kleinsten Winkel fangt an damit. Forscht, sucht, strebt nach der Wahrheit, erkennet, was gut und böse ist, lernet das Echte von dem Falschen zu trennen. Das Schlechte nähert sich euch immer in einer gleichnerischen Umhüllung. Ihr kennt ja das Gleichnis von dem Wolf im Schafspelz. Deffnet der Natur euer Herz. Lasset Licht und Sonne in euer Stübchen fluten, soviel nur hineingeht, auf daß es hell und schön werde. Breitet Freudigkeit um euch.

Rosen auf den Weg gestreut
und des Harms vergessen,
eine kurze Spanne Zeit
ist euch zugemessen.

Hier liegt das Zauberbrünnlein, das euch mit einer ungeahnten Kraft erfüllt. Macht die Seele eures Heims sonnig. Das kannst du, Gattin, Hausfrau, Mutter am besten. Wald und Wiese hat genug dazu, auch ohne daß ihr da Raubbau treibt. Macht die gute Stube zu einer gemüthlichen Wohnstube, die euch zu fröhlichem Kreise bei der Lampe Schimmer versammelt.

Lebt miteinander, Eltern und Kinder. Die Familie ist noch mehr als eine Heimgenossenschaft, eine Tischgesellschaft, sie kann

darüber hinaus eine Verkörperung des Gemeinsamen sein, die Verwirklichung einer Idee, der Gleichklang der Gefühle.

Wie zwingt ich die Schatten des Lebens unter mich? Wie stehe ich über der Not meines Alltags?

Mit verbitterter Miene? Mit abgestumpftem Herzen?

Rosen auf den Weg gestreut! Macht die Seele eures Hauses frei, auf daß die Kinder fröhlicher das Leben erfassen als ihr. Dann wächst eine Kraft aus euch hervor, die lachend die kleine Schar eurer Feinde hinwegsetzt und jubelnd die Fahne der Zukunft ergreift.

Scherz, Spott, Hieb.

Der „Zwiebelfisch“ ist soeben in seinem 12. Jahrgang erschienen. (Verlag Pars von Weber, München). Er enthält wieder neben seinen Bäderangaben und Wegzeiger eine Fülle von Ergötzlichkeiten, von denen wir einige herheben.

Nach einem Königsberger Blatte hat in einer Versammlung der Orts- und Heimatwehren in Pilsfallen ein Graf Bülow gesagt: „... Bayerns Arbeiter sind demüthigt und ziehen ihren Hut. Dagegen fragt der hiesige Arbeiter nach Verdienst und Achtungstagen. „Dieses Gefindel muß erst lazarettfähig geschlagen werden.“ Dies ist ein Bild aus der „Einheitsfront von ganz rechts bis ganz links.“ — Der Herr Graf gehört sicher zu den Besten der Nation, die dem Volke ein Vorbild sein wollen. Das Volk wird von ihm lernen.

Ein Münchner Antiquitätenhändler empfing kürzlich den Besuch des Generals Ludendorff, der nach dem Preise eines kleinen Kunstwertes fragte. Als der Händler ihn nannte, rief er entrüstet: „Herr, für wen halten Sie mich denn?! Das kann doch kein normaler Mensch bezahlen!“ — „Ich weiß wohl, wen ich die Ehre habe, zu bedienen: Exzellenz Ludendorff!“ — „Na, also, dann wissen Sie doch, daß ich kein Kriegsgewinnler bin.“ — „Gewiß nicht,“ sagte der Händler, „leider nicht, Exzellenz, leider nicht!“ ...

Einer der wichtigsten Grobriane war der Gründer und erste Herausgeber der bayerischen Zeitung „Das Vaterland“: Dr. jur. J. Sigl. Er war, wenn nicht der Erfinder, so doch der Vertiefer des schönen bayerischen Wortes „Saupreuß“ (zu deutsch: „lieber norddeutscher Bundesbruder“) und der Bezeichnung „Kuhhaut“ für die „Münchner Neuesten Nachrichten“. Damals neckte man sich noch, weil man (vielleicht) im tiefsten Innern sich trotz allem liebte. Heute freilich käme auch unser alter Sigl mit solchen zarten Rosenamen nicht mehr aus. Heute haben wir den „Miesbacher Anzeiger“, der um so gröber, aber dafür um so geistverlassener ist.

Besondere Lieblinge des Dr. Sigl waren der Ernst Possart und „der preußische König“ Wilhelm II. Eines Tages hatte Wilhelm wieder einmal irgendein großes vaterländisches Kostümfest in Szene gesetzt. Wenige Jahre vorher war Ludwig II. von Bayern ins Wasser gegangen. Sigl berichtete: „In Berlin hat es eine Maschera am Hofe gegeben. Der preußische König hatte sich als Großer Kurfürst verkleidet. Genau so hat es bei uns angefangen.“ Wie man sieht, war er ein Mann von politischem Instinkt.

Ein anderes Mal meldete er kurz: „Der Erzbischof von Ferrara, dem der preußische König einen Brief geschrieben hat, ist an Darmkatarrh erkrankt.“

Der große Mime Ernst Possart, den Sigl wegen einiger amouröser Angelegenheiten einmal ganz besonders derb angepackt hatte, schickte ihm seine Sekundanten mit einer Pistolenforderung. Sigl lehnte die Forderung ab und schrieb im „Vaterland“:

„Der Herr Ernst Possart hat unsern Herausgeber auf Pistolen gefordert. Wir haben das abgelehnt. Denn entweder hätte der Possart den Dr. Sigl geschossen. Welch ein Verlust für das Vaterland wäre das gewesen! Oder der Dr. Sigl hätte den Possart geschossen. Welch einen Boß hätte er da geschossen!“

Ernte.

Singen die Sensen im goldenen Korn,
klagt wo im Walde ein dunkles Horn;
flattert ein Lied den Weg entlang
sonnengoldreif und erntebang.

Schwingt im Geblüte ein müder Akkord,
singt mir die Blüte und Ernte fort.
Dunklem Geheimnis reifen ich zu
in der sonnigen Ernteruh.
Sinke, beraucht von der goldenen Pracht,
in des Rätsels purpurne Nacht.

Singende Sensen im Erntefeld,
und meinen Händen entgleitet die Welt.

Paul Boursoind.

Was ist Brot? „Gib uns unser täglich Brot!“ ist in Europa und mehr oder weniger auch in allen anderen von Menschen bewohnten Erdteilen nicht nur ein Gebet, sondern längst schon zur Lebensformel geworden.

Nun gibt es freilich unzählige Arten von Brot, in den abweichendsten Formen und aus den verschiedensten Körnerarten hergestellt. Aber, ob Schwarzbrot oder Weißbrot, ob Laib, Wecken, Semmel, Hörnchen, Milchbrot oder Brezel — eines haben sie doch alle gemeinsam. Das ist die Hefe, und darum müßte man naturgemäß auf die Frage, was Brot sei, zuerst antworten: ein Hefegebäck. Aber auch das ist nur ein volkstümlicher Begriff für einen Vorgang, den jede Bäuerin zwar schon auf das genaueste beobachtet hat, den aber eigentlich nur der Nahrungsmittelchemiker und der Biologe wirklich kennt. Und diese beiden antworten deshalb auch nicht, daß Brot ein Hefegebäck sei, sondern sie sagen etwas ganz anderes; etwas, das für die meisten Menschen absurd und unglaublich klingt.

Die korrekte Antwort heißt nämlich: Brot ist eine durch Hitze abgetötete, d. h. gebackene Bakterienkultur. Was als Sauerteig unter das Mehl gemischt wird, damit der Teig an einem warmen Orte „geht“, ist nichts als eine Mischung von vielen Tausenden von Hefezellen, Milch- und Essigsäurebakterien. Diese Hefezellen, kleine, runde oder ovale Kügelchen, zuweilen in bäumchenartigen Zusammenhang, haben die Fähigkeit, bei ihrer rasend schnellen Teilung entweder Weingeist oder Kohlenäure herzustellen. Für den Weingeist interessiert sich der Wein-, Bier- und Spiritusfabrikant. Der Bäcker aber will nichts mit ihm zu tun haben, der wünscht nur Kohlenäure, denn sie macht ihm sein Brot locker, indem sie es mit zahllosen kleinen Bläschen durchsetzt. Sonst bliebe es beim Backen ein flacher, harter, kaum genießbarer und noch schwerer zu verdauender Klumpen. Wenn es den kleinen Hefezellen aber zu kalt ist, dann wollen sie sich nicht vermehren, und es ist eigentlich gar nichts als ein freundliche Einladung zu dieser Tätigkeit, wenn man sie samt dem Teig, in den sie hineingeknetet wurden, auf den warmen Ofen stellt. Im heißen Backofen freilich, dessen Temperatur die Hefezellen nicht vertragen, sterben sie dann, während die durch ihre Kohlenäureproduktion geschaffene lockere und poröse Struktur des Backwerks bleibt.

Auch der Gedanke, daß wir dann diese getöteten Hefezellen täglich mit jedem Bissen Brot zu uns nehmen, braucht empfindsame Seelen nicht zu fränken oder zu beunruhigen. Denn selbst wenn wir die Kunst des Brotbackens nie erlernt hätten, so würde das Innere unseres Körpers trotzdem mit ihnen Bekanntschaft machen. Denn die Hefezellen gehören zu jenen Kleinpilzen, die auch die Luft beleben und die jedes Geschöpf infolgedessen unablässig einatmet. Sie sind in Wahrheit einer der großen Demiurgen des belebten Seins und sind es darum nicht minder, weil sie dem menschlichen Auge nur durch das Mikroskop aus der Welt unerkennbarer Kleinheit auftauchen.

Ein antiker Schulaufsatz. Eine hübsche Tonscherbe aus dem Besitz der Berliner Museen veröffentlicht Dr. Ernst Kühn in den Berichten aus den preussischen Kunstsammlungen. Sie enthält so gut wie vollständig einen antiken Schulaufsatz. Die Tonscherbe, das sogenannte Ostrakon, ist ja seit den demokratischen Neuerungen in Athen vom Ende des 6. Jahrhunderts dort als Stimmzettel benutzt worden. In Ägypten wurden solche Scherben als Schreibstoff im weitesten Umfange gebraucht, eben ihrer Billigkeit wegen; denn sie lieferte, wo nicht gerade der eigene Haushalt, der nachbarliche Müllhaufen jederzeit. Als Steuerquittung haben sich diese Scherben in Massen gefunden. Aber nicht minder dienten sie für kleine Billets, Kontobücher des Hausherrn, Arbeiter- und Lohnlisten. Besonders aber verwandte man sie im Schulbetrieb. Und da hat also ein Schulfuchs in Ägypten im 3. Jahrhundert v. Chr. darauf folgendes geschrieben: „Zunächst, daß der Mensch in überragender Stellung, je höher er steht, um so unangänglicher sein soll und um so besorgter für seine Verwandten und Freunde, auch wenn es ganz unansehnlich und geringe Leute sind. Denn verborgen bleiben kann es doch auch so nicht, welcher Leute Kind er ist, noch wie er gelebt hat, noch mit was für Leuten er umgeht, da viele sind, die es ausspüren. . . . Wenn er sie (die oben Genannten) aber gebührend in Ehren hält, dann wird er sich natürlicherweise einen tugendhaften Ruf erwerben. Ueberdies erscheint mir engherzig auch stets das andere, was manche tun, wenn sie ihre natürlichen Eltern wie Unwürdige verheimlichen und abschütteln, sobald sie im Glück leben. . . .“

Offenbar handelt es sich um einen Schulaufsatz, wie er schon damals am Ende der Elementarbildung stand. Dafür wurden besonders gern solche moralischen Ermahnungen verwendet, wie etwa hier das Thema: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“

Völkerkunde

Warum gibt es blondes und schwarzes Haar? Wahrscheinlich infolge ihrer Einfachheit wird diese Frage nicht allzuoft gestellt. Nur die wissbegierigen Kinder, die mit Vorliebe meist gerade das zu wissen erpicht sind, was die Erwachsenen in Verlegenheit bringt, geraten mit ihrer Neugier zuweilen selbst auf dieses Gebiet.

Und dennoch wäre es auch für die Großen nicht ganz uninteressant zu wissen, woher diese Farbenunterschiede kommen. Der Vaie

schiebt sie zumeist auf die klimatischen Unterschiede. Er hat nicht ganz unrecht damit, wenn freilich er mit dieser „Erklärung“ noch immer erheblich entfernt von der wirklichen Ursache ist. Man muß sich das einzelne Haar wie ein äußerst winziges, biegsames Glasröhrchen vorstellen, das innen hohl ist, um einen Begriff von seiner eigentlichen Gestalt zu haben. Dieses Röhrchen ist aber nicht leer, sondern mit dem Hautfarbstoff, dem Pigment angefüllt. Wo uns nun das Haar tiefschwarz erscheint, ist dieser Farbstoff in Gestalt fester Körnchen eingelagert, die lichtundurchlässig und daher für das Auge dunkel sind. Bei Braunhaarigen befindet sich das Pigment in halb-, bei Blondem und Roten in ganz flüssiger Konsistenz, und zwar um so flüssiger, je heller das Haar ist. Man wird ohne weiteres einsehen, warum. Eine stark verdünnte Flüssigkeit wird als „wasserklar“ angesprochen, d. h. sie ist völlig lichtdurchlässig. Anders ist es mit den weißen Haaren. Infolge des allgemeinen Altersabbaus im gesamten Zellenstaat des Körpers werden auch die Pigmentkörnchen mit zerstört oder nicht mehr ersetzt. Es bleiben nur noch die leeren Röhrchen übrig, die im einzelnen beinahe farblos, in der Menge durch das auffallende Licht silbrig blaß erscheinen.

Wozu müssen aber die Haare nun mit Farbstoff erfüllt sein? Der Biologe weiß uns diese Frage sofort zu beantworten. Um die empfindliche Kopfhaut und das Gehirn vor zu vieler Sonne zu schützen, sagt er. Darum in heißen Ländern die ausschließlich Schwarzhaarigen, darum im Norden die Blondem. Eine zu intensive Bestrahlung würde Reizerscheinungen auf die Kopfhaut ausüben, sie ist aber auch zugleich der Feind aller Flüssigkeiten. Darum wird, wo es sich um generationsweisen Aufenthalt in tropischem Klima handelt, immer ein gewisses Austrocknen der Pigmentflüssigkeit stattfinden. Aus den gleichen Gründen aber ist im Norden kein Aussterben der Blondem zu befürchten, obgleich natürlich auch hier die Mischung der Rassen mitpricht.

Naturwissenschaft

Der Nutzwert der Heidekrautblüte. Das erblühte Heidekraut mit seinen violetten jarten Blüten ist von stiller Schönheit. Eine mit Erika und Immortellen bestandene und mit unzähligen vielen kleinen weißen, blauen und gelben Blumen durchsetzte Heidelichtung ist ein köstlicher Naturschauspiel. Nach dem leichten Zerbrechen der kleinen Halbsträucher nannten sie die Griechen erikein, woraus Erika entstand. In unserem modernen Schrifttum nimmt die Heideschönheit einen breiten Raum ein. Die Dichter und Romanschriftsteller preisen in ihren Werken die rosig schimmernde Heide, wenn sie im Sonnenschein daliegt und wenn der Sturm über sie dahinfährt und Regenschauer den Farbenzauber der Erika zu vernichten droht.

Die Heidekrautblüte erfreut aber nicht nur durch ihre Farbenfreudigkeit, sie hat auch großen Nutzwert. So wird sie für Teezwecke verwendet. Wir schätzen den Heidehonig wegen seines angenehmen, duft-reizvollen Geschmacks und kennen seine kräftige Wirkung bei Hals- und Lungenverschleimungen. Aber auch die Blüte des Heidekrauts, als Tee gekocht, wirkt heilkräftig. Die Vinderung bei Krankheiten der Luftwege und bei Erkältungsercheinungen ist auffallend, wenn auch stark eingewurzelte Leiden, namentlich im höheren Alter, nicht mehr zu beseitigen sind.

Durch längeres Kochen gewonnener Tee aus Heidekrautblüten wirkt in Fällen leichter Halsverschleimung und bei Husten überraschend. Aber auch als tägliches Tisch- und Abendgetränk ist der angenehm blumigduftende Tee als Genussmittel zu empfehlen.

Die einzelnen Blüten des Heidekrauts gewinnt man durch Abstreifen von den Rippen zwischen den Fingern, wobei die noch nicht ganz entfalteten Blüten in der hohlen Hand zurückbleiben. Man trocknet sie an der Luft, jedoch darf dies weder an der Sonne noch bei künstlicher Wärme geschehen. Sind die Blüten gut getrocknet, so sondert man sie zuerst durch ein grobmaschiges Sieb von Stengeln und befreit die Blüten dann durch Sieben in einem feineren Gerät vom Staub. Die Blüten lassen sich, gut verschlossen, jahrelang aufbewahren, ohne ihren iellichen einschläfernden Duft zu verlieren.

Wälder unterm Meer. An der nordfriesischen Küste gibt es eine große Anzahl untergegangener Wälder, die aus vorgeschichtlicher Zeit stammen. Im Laufe der Zeit sind solche bei der Insel Röm, im Söllstedter Moor, im Kreise Lönbern, bei Goting, auf der Insel Föhr, bei Nordstrand und bei Husum gefunden. Letzteren fand man beim Durchsich einer neuen Hafenummündung. Man fand dort unter dem Marschboden ein Moor und unter dem Moor einen Birkenwald. Der merkwürdigste der untergegangenen Wälder ist jedenfalls der bei Goting, am Süstrand der Insel Föhr. Dieser Wald liegt etwa 15 Minuten vom Strand auf dem Meeresboden; man sieht dort Stämme von 10 Meter Länge und darüber und die Wurzelstümpfe stehen an manchen Stellen so dicht, daß es ein undurchdringlicher Wald gewesen sein muß. In einer etwa meterstarken Torfschicht findet man Holz von Eichen, Birken, Erlen, Weiden, Eschen, Fichten und Haselnußsträuchern. Die an der Oberfläche liegenden Stämme werden von Bohrmuscheln und Schiffsbohrwürmern durchzogen.

Die Entstehung dieser auf alluvialen Boden gewachsenen Wälder liegt in der Zeit der Urgeschichte unseres Landes zurück; daß vor dem Untergang Menschen darin verkehrt haben, beweisen zahlreiche aufgefundenen Gegenstände, als Beile und Messer aus Stein und angebrannte Flintstücke. Als Ursache der Zerstörung sind große Sturmfluten anzusehen, die das muldenförmige Tiefland in einen Salzsee umwandelten oder Bodenrentungen verursachten.